

stücken zählte, hat dem Grünen Hügel den Rücken gekehrt.

Mit namhaften Regisseuren tut sich der Wagner-Enkel ähnlich schwer. Nach dem Tode seines Bruders Wieland (1966), der die Festspiel-Bühne rigoros von allem völkischen Plunder entrümpelt hatte, wabern die meisten Aufführungen in modischen Lichtspielereien reizlos dahin. Mit dem Mailänder Theater-Beau Giorgio Strehler und dem Präzisionsfanatiker Peter Stein von der Berliner „Schaubühne“ hat Wolfgang Wagner zwar „intensiv verhandelt, aber bis heute keinen glücklichen Abschluß getätigt“.

Bei soviel Knies und soviel Körben mag sich der Wagner-Enkel denn auch noch nicht festlegen, wie Bayreuth 1976, wenn „Ring“ und Festspiel 100 Jahre alt werden, ein würdiges Jubiläum arrangieren will. Fest steht bislang bloß: Zum Jubiläum werden die Eintrittspreise kräftig angehoben.

PSYCHOTHERAPIE

Musik als Pille

Deutsche Ärzte, Psychiater und Psychotherapeuten berichten in einem Sammelband über klinische Erfolge bei der Behandlung von Geisteskranken mit Musik.

Über das Tonband laufen abends Wiegenlieder — rund eine Stunde lang. Erfolg: Die Patienten, debile bis idiotische Jugendliche, verbringen eine ruhige Nacht. Anders als sonst stören sie nicht. Die Fälle von Einnässen und Einkoten gehen um fast zwei Drittel zurück. Schlafmittel und Psychopharmaka konnten bei diesen Versuchen, wie der Siegburger Verhaltensforscher Johannes Kneutgen berichtete, dank der musikalischen Medikation abgesetzt werden — ein beachtlicher Erfolg der Musiktherapie.

Ein anderes Beispiel: Georges Hengsch, Therapeut in Bonn, ließ schizophrene Psychotiker, die sonst häufig mit Elektroschocks behandelt werden, in der Gruppe auf Orffschen Schulmusik-Instrumenten spielen — mit der Wirkung, daß Autismus und Lethargie der Kranken mit der Zeit aufgelockert wurden. Der gestörte Umweltkontakt vieler Patienten konnte soweit normalisiert werden, daß fortan eine Gesprächstherapie möglich war.

Ein drittes Beispiel: Der Göttinger Psychotherapeut Professor Hanscarl Leuner regte einen 24jährigen, unter einer Stotterneurose leidenden Studenten mit Hilfe einer seit Jahren von ihm erprobten Psychotechnik, dem „kathymen Bilderleben“, und zusätzlich durch Musikhören zu Tagträumen an.

Unter dem Eindruck von Schönbergs „Pierrot Lunaire“ imaginierte der Patient: „Etwa zehn Meter von mir entfernt steht plötzlich ein Golem, halb

Mensch, halb Tier... zuerst habe ich Angst.“ Als dann das „Intermezzo sinfonico“ aus Mascagnis Oper „Cavalleria rusticana“ ertönte, reagierte der Student: „Jetzt bekomme ich Mitleid mit diesem Wesen... Plötzlich habe ich das Gefühl, daß ich selbst... dieser Golem bin.“

Tagträume unter Musikeinwirkung haben, meint Leuner, eine ähnliche Wirkung wie LSD und andere halluzinogene Drogen. Sie vermindern bei Neurosen spürbar den Symptombdruck, in diesem Fall den Zwang zum Stottern.

Auf diese Weise wird in der Bundesrepublik Musiktherapie bereits kli-



Therapeut Hengsch: Xylophon statt Elektroschock

nisch angewandt, obschon die junge Wissenschaft ihre theoretischen Grundlagen und empirisch gesicherten Ergebnisse erst zu erarbeiten beginnt.

Ein soeben erschienener Sammelband informiert über den Forschungsstand dieser neuen Musiktherapie, die in der Bundesrepublik — im Gegensatz zu Österreich und zur DDR — noch keineswegs öffentlich anerkannt ist*.

Einen Grund für die mangelnde Anerkennung nennt Mediziner Kneutgen: „Der anthroposophische Mystizismus zahlloser ‚Musiktherapeuten‘ ist schuld daran, daß es so schwer ist, rational ausgerichteten Psychopathologen den Gedanken einer Musiktherapie nahezubringen.“

Noch immer folgen zahlreiche Therapeuten den Lehren des Anthroposophie-Propheten Rudolf Steiner (1861

* W. J. Revers, G. Harrer, W. C. M. Simon (Herausgeber): „Neue Wege der Musiktherapie. Grundzüge einer alten und neuen Heilmethode“. Econ Verlag, Düsseldorf; 268 Seiten; 36 Mark.

bis 1925). Er hatte die Musik zur kosmischen Kraft spiritueller Reinigung verklärt und in „Klang“ und „Licht“ Urphänomene der Menschennatur gesehen, die Mensch und Kosmos harmonisieren.

Aus solcher Spekulation ergibt sich jedoch laut Kneutgen eine „magische Verwendung“ der Musik in der Therapie — der Irrglaube, die Musik allein oder sogar nur ein einziges „musikalisches Aha-Erlebnis“ könne einen Patienten von seiner seelischen oder geistigen Krankheit heilen.

Diesem Musik-Mystizismus stellt Kneutgen zum erstenmal das Konzept einer rationalen „Musikbiologie“ entgegen: Wie jedes Spiel hat auch die Musik eine biologische Funktion, sie muß daher — vor aller rational strukturierten Kunstmusik — als Medium des vorsprachlichen, vorrationalen Umweltkontakts begriffen werden, was Wiegen- und Liebeslieder, Märsche und Tänze bezeugen.

Die biologische Wirkung der Musik ist nach Meinung Kneutgens und anderer Therapeuten unbestritten: Musik beruhigt oder erregt, sie erzeugt und überträgt bei entsprechender Bereitschaft „Stimmungen“ — aber jede Stimmung wiederum ist laut Kneutgen das „psychische Korrelat hormoneller und nervenphysiologischer Vorgänge“.

„Musik“, so drückt es der Münchner Therapeut Walther Simon analog aus, „markiert sich immer im Vegetativen und löst vegetative Reaktionen aus.“ Atmung, Kreislauf, Stoffwechsel und Muskeltonus können also durch Musik beeinflußt werden.

Professor Leuner geht noch weiter. Er meint, daß sein Verfahren des tagträumenden Bilderlebens unter Musikeinwirkung auch in Gruppen praktiziert werden und sogar gesunden Menschen helfen könne: bei dem Versuch „der vertieften Selbstfindung und Klärung der eigenen Identität“.

BÜCHER

Untergang in Ruhe

Eugène Ionesco: „Der Einzelgänger“. Deutsch von Lore Kornell. Hanser; 164 Seiten; 19,80 Mark.

Das Wesentliche ist auch banal. Wer sich zu den letzten Dingen begibt, läuft Gefahr, im Banalen umzukommen. Ionesco hat es wieder riskiert.

In seinem ersten Roman trifft der nun 61jährige Autor eine Versuchsanordnung, in der ein ziemlich mittelmä-



Autor Ionesco
„Die kleine Einsamkeit ist nur sozial“

Biger Mittdreißiger der puren Last des Existierens ausgesetzt wird. Junggeselle ohne Anhang, des Büro-Daseins müde, macht unversehens eine Erbschaft. Die legt er so geschickt an, daß er auch in schlechten Zeiten ohne materielle Verlegenheiten hinleben und einzig existentiellen Sorgen nachhängen kann.

Um das ergiebiger zu machen, gibt Ionesco dem Mann vier allerdings überdurchschnittliche Eigenschaften

mit: Er fühlt sich von Geburt an nicht wohl in seiner Haut; er hat mit den Jahren die Fähigkeit des Staunens nicht pensioniert; er ist zu faul, um in Versuchung zu kommen, das Entsetzen vor dem Unbegreiflichen mit Arbeits- und Stress-Therapie zu kurieren; sein Kontaktbedürfnis ist minimal: „Die Gegenwart anderer hat mich immer gestört.“

Erbschaft und Eigenschaften gestatten ihm, auf die Distanz zu gehen, aus der alles sich auf einer Fluchtlinie ins Nichts ordnet. „Eine Art moralischer oder ästhetischer Neutralität“ stellt sich ein. Das macht einsam. „Man ist isoliert, aber Abgeschlossenheit ist nicht die absolute Einsamkeit, die kosmisch ist, die andere Einsamkeit, die kleine, ist nur sozial.“ So schon auf Seite 51, und kurz darauf läßt Anti-Brecht Ionesco seinen Mittelsmann sagen: „Wir sind soziologisch bedingt, aber das ist nichts, wir sind biologisch und, mehr als das, kosmisch konditioniert.“

Heideggers Sein zum Tode: Das ängstet, kann aber auch wohlighingegenommen werden, besonders bei einem Alkoholkonsum, wie ihn dieser Frührentner sich leistet. Sonst leistet er sich nicht viel: eine Altbauwohnung ohne Aufzug in der Pariser Peripherie, zweimal am Tag genüßliches Speisen im nahen Restaurant und ein Gefühl für die Kellnerin, die auch zu ihm zieht, ihn aber bald wieder verläßt.

Und während der Einsame tatenlos vor sich hin altert, geschehen rings Re-

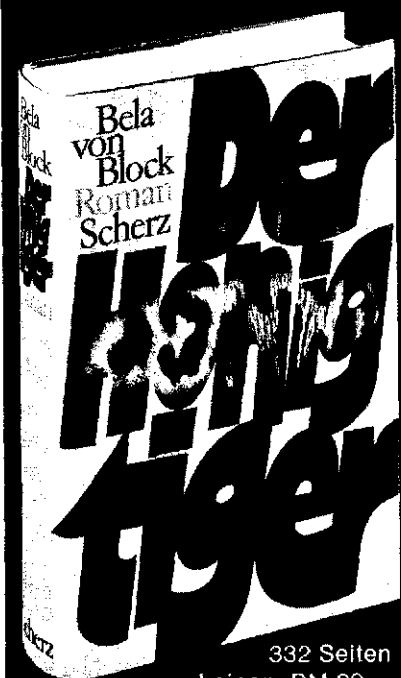
Bestseller

BELLETRISTIK		SACHBÜCHER	
1 Palmer: Dicke Lilli – gutes Kind (1)	Droemer; 29,50 Mark	Solschenizyn: Archipel GULAG (1)	Scherz; 19,80 Mark
2 West: Der Salamander (2)	Droemer; 28 Mark	Heyerdahl: Fatu Hiva (2)	C. Bertelsmann; 28,50 Mark
3 Crichton: Die Camerons (3)	Rowohlt; 29,80 Mark	Zebroff: Yoga für jeden (3)	Econ/Falken; 16 Mark
4 Noack: Der Bastian (5)	Langen-Müller; 19,80 Mark	Richter: Lernziel Solidarität (4)	Rowohlt; 18,50 Mark
5 Coppel: 34 Grad Ost (4)	Molden; 28 Mark	Davies: Die Azteken (5)	Econ; 28 Mark
6 Rey: Der Grieche (8)	Molden; 19,80 Mark	Engelmann: Wir Untertanen (7)	C. Bertelsmann; 32 Mark
7 Howatch: Die Herren auf Cashemara (7)	Molden; 29,80 Mark	Köhnlechner: Die machbaren Wunder (6)	Kindler; 29,80 Mark
8 Fruttero/Lucentini: Die Sonntagsfrau (6)	Piper; 29,80 Mark	Blüchel: Die weißen Magier (8)	C. Bertelsmann; 32 Mark
9 Simmel: Die Antwort kennt nur der Wind (9)	Droemer; 29,50 Mark	Fest: Hitler (9)	Propyläen; 38 Mark
10 Bonnacarrère/Hemingway: Unternehmen Rosebud (10)	S. Fischer; 29,50 Mark	Brown: Pulverdampf war ihr Parfüm (10)	Hoffmann und Campe; 28 Mark

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Informationsdienst „Buchreport“.

«Seit Harold Robbins hat kein Autor eine solch erregende Saga von Reichtum, Liebe und Machtgier geschrieben.»

Newsweek



332 Seiten
Leinen DM 29.—

**Ein Schlüsselroman!
Er wird vielen
die Augen öffnen
über eine nahezu
unbekannte
Gattung Mensch
unserer Tage.**

Soeben erschienen!



In jeder
Buchhandlung

volten und Revoluzzereien, die zu einer Art Bürgerkrieg eskalieren — während Ionescos Romanheld über den Unsinn auch von Revolutionen sinniert, ja, die Kämpfer von ihrem Treiben abzubringen versucht: „Man kann auch geräuschlos und in Ruhe untergehen, die Zersetzung muß nicht so brutal sein.“

Am Ende erlebt der Held, auf dem Bett liegend, eine Dali-hafte Erleuchtung, eine Art Auserwählung durch das Nichts. Absurd ist das nicht.

Rino Sanders

Ausrüstung zur Erheiterung

Urs Widmer: „Die Forschungsreise“. Diogenes; 196 Seiten; 19,80 Mark.

So viele Ichs wie diese hatte schon lange keine Ich-Erzählung mehr: „Ich bin in meinem Zimmer, es ist still, und ich räuspere mich. Ich kauere hinter den Vorhängen der Glastür... Ich arme langsam. Ich starre auf die Eisblumen an der Fensterscheibe. Plötzlich hauche ich ein Loch hinein... „Na ja“, sage ich vor mich hin...“

So hebt das an, mit 31 Ichs auf den ersten zwei Seiten. Und da ahnt auch der Leser, der den Autor noch nicht kannte, daß dieser „Abenteuerroman“ (Untertitel) so ernst nicht ist.

Immerhin: Urs Widmer, 36, Schweizer, Ex-Lektor und Literaturmensch, erzählt — anders als die nur so genannten Abenteuerromane junger Autoren, die vorzugsweise ihre Erlebnisse mit der deutschen Sprache vorführen — eine richtige Geschichte.

Da seilt sich jemand (das Ich) im Frankfurter Westend von seinem Balkon, schleicht sich geduckt, als gelte es, ein feindliches Menschenfresser-Gebiet zu passieren, durch die City, kriecht via Kanalisation und über Hausdächer aus der Stadt.

Befrachtet ist der sonderbare Einzelreisende mit einer aberwitzigen Menge



Autor Widmer
Mildverrücktes in Fußnoten

von fortgeschrittenen Pfadfinder-Requisiten: darunter Tropenhelm und Eispickel, Asbesthandschuhe und „Glasperlen für allfällige Eingeborene“, Sonnenschirm und Kurzskis, Dezibelmesser und Machete, Dynamitpatronen und eine kleine Handbibliothek inklusi-

ve Photoalbum und „provisorischem Windbuch“ — also ganz die rechte Ausrüstung zur Leser-Erheiterung.

Was er im Kopf hat, übertrifft eher noch den humorigen Rucksack-Inhalt. Es sind parodistisch um und um gewendete Zitate aus der heroischen Forscherliteratur, die der einsame Wanderer jede Seite vor sich hinhurmelt (und die diesen Livingstone von der komischen Gestalt verwirrt haben wie einst ähnliche Lese Früchte den Ritter von der traurigen):

„Auch Handgranaten gehorchen einem nicht immer aufs Wort“, sage ich. „Albert Schweitzer zum Beispiel hatte keinen Ring- und Zeigefinger mehr, weil er, in seinem oberelsässischen Dialekt, viel zu langsam auf zehn zählte, bei der Bekämpfung der Neger von Lambarene.“

Widmers Geschichte — die Windmühle seines Don Quichotte ist ein viel-frequenter Berggipfel, den der Held erstzubezwingen meint — vernügt, aber nicht über die volle Distanz: Dazu braucht sich die mutwillige Slapstick-Komik der Bilder allzu schnell ab, dazu ist auch der ständige Tonfall raffiniert verstellter Naivität zu monoton.

Als hätte er das geahnt, hat der Autor in längeren Fußnoten 18 Kleinstgeschichten eingestreut, Heiter- oder Makaber-Mildverrücktes. Sie alle lassen sich auch ohne diskursive Lektüre des Haupttextes genußvoll konsumieren.

Horst-Dieter Ebert

FERNSEHEN

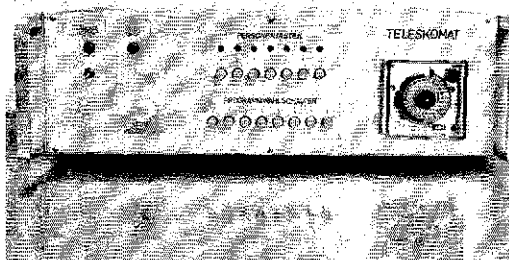
Jedem seine Taste

Eine neue TV-Demoskopie verspricht schon am Tag nach der Sendung Aufschluß über Alters- und Sozialstruktur des Publikums.

Achtzehn Jahre lang tut der Münchner Demoskop Wolfgang Ernst nun schon seinen Dienst als Orakel des deutschen Fernsehens. Konkurrenzlos verkündet der Chef des „Infratest“- und Teilhaber des „Infratam“-Instituts, welche Sendungen die TV-Kundschaft betrachtet und was sie davon hält.

„Infratam“ hat in 825 repräsentativ ausgewählten Haushalten Meßgeräte installiert, die auf (turnusmäßig eingesammelten) Bändern registrieren, wann ein Fernseher auf welchen Kanal eingeschaltet ist. Für „Infratest“ ist ein Interviewer-Trupp unterwegs, der täglich 300 Bundesbürger über 14 Jahre nach ihrer Meinung zum TV-Programm der vergangenen zwei Tage befragt.

Diese Verfahren sind den Programmgestaltern aber schon lange suspekt. Die „Infratest“-Interviewbasis erscheint ihnen als viel zu dünn; bei den pauschalen Einschaltquoten vermissen sie Aufschlüsse über die tatsächliche Sehbeteiligung und die Zusammensetzung des Publikums.



TV-Demoskop Liepelt, „Teleskomat“
Nachts ein Anruf vom Computer

Und deshalb haben die Anstalten ihrem Chef-Demoskopen Ernst jetzt den Vertrag gekündigt. Am 1. Januar 1975 tritt ein neues Forscher-Team mit einer neuen Technik an: das Bad Godesberger „Infas“-Institut und das Institut für Demoskopie in Allensbach mit ihrer gemeinsam entwickelten „Telektronik“.

Nach diesem System übernimmt das in 1200 Haushalten aufgestellte Meßgerät „Teleskomat“ die Rolle des „Infratam“-Bands. Der Apparat ist mit Drucktasten ausgerüstet, die jeweils zu Beginn und Ende des TV-Konsums gedrückt werden sollen; jedes Familienmitglied vom dreijährigen Kind an hat seine eigene Taste. Auf diese Weise lassen sich Sender-Wahl und Seh-Dauer minuziös registrieren. Der „Teleskomat“ speichert die Signale, bis der „Infas“-Computer IBM 360/40 sie nachts automatisch über die Telefonleitung abruft.

Schon am Tag nach der Sendung werden so die Fernsehredakteure, auch die der Dritten Programme, die bislang völlig vernachlässigt waren, mit genauen Daten über Umfang und Struktur ihres Publikums versorgt. Zuschauer-Urteile, die das Gerät nicht übermittelt, will das Infas/Allensbach-Team hin und wieder mit gezielten Kurz- und „Motivationsinterviews“ einholen. „Telektronik“, sagt der ARD-Medienreferent Hansjörg Beßler, „bietet wesentlich bessere Analyse-Möglichkeiten“.